Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Artikel: Das Fenster [Fortsetzung]
Autor: Lang, Willy
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573323

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und den Inhalt, der in einem Päckchen ungleich geschnittener Papiere bestand, durchblättert. „Nun also?“ fragte Frau Leonie, indem sie nach Lydias Hand griff. Ihre Finger erbebten leise, da einen Augenblick keine Antwort kam.

„Das ist mehr als ein Brief,“ sagte die Schwester, „das ist wie ein Tagebuch. Aber hier,“ fügte sie rasch hinzu, „hier ist die Hauptsache, dieses Blatt. Ja, ja, sie kommt, sie kommt!“

„Gott sei Dank!“ stieß Frau Leonie hervor und atmete auf. „Laßt hören!“

Und Schwester Lydia las:

Paraiso, Sept. . . .

„Liebste Großmama, es ist nun bestimmt, daß ich am 12. Oktober mit der Espérance reise. Bis Bordeaux begleitet mich ein Geschäftsfreund Onkel Franks, ein Herr Diego Gomes, der uns allen hier gut bekannt ist. In den ersten Tagen des November kann ich wieder bei dir sein . . .“

„Haben wir nicht den Fünften heute?“ unterbrach Frau Leonie, und als die beiden andern bejahten: „Also grade in acht Tagen fährt sie ab. Und weiter?“

„Sie wollen es alle nicht glauben, daß ich wirklich von hier weggehe, und ich . . . Ach, liebste Großmama, wäre der Abschied nur schon vorbei und ich bei dir, ganz wieder dein, und könnte von der Liebegg aus zurückschauen in diese Tage, die nun hinter mir liegen, wie in eine weite, verschwimmende Ferne! Du kennst mich, wie niemand auf der Welt mich kennt, und was hilft es, wenn ich mich vor dir verberge! Selbst wenn ich es um deinetwillen tun wollte, ich hielte es nicht aus, und es würde mir nicht gelingen. Aber was ich dir zu sagen habe, mein armer Kopf wäre es nicht imstande, und es will nicht aufs Papier. Und das ists, was mich abhielt, dir zu schreiben. Jeden Tag wollte ich's und konnte nicht. Und endlich, ich wußte mir nicht anders zu helfen: Das Tagebuch, das du mir mitgegeben und das ich all die Zeit liegen ließ, weil es nicht in meiner Art liegt, so was zu schreiben — etwa vor fünf Wochen fing ich's an, als mich Onkel Frank nach der Morella führte; da dachte ich, es würde dich freuen, wenn ich dir's genauer beschreibe. Und so fing ich an und hatte mein Vergnügen dabei und trieb es eine Zeit lang regelmäßig Tag für Tag, auch um meinetwillen, damit von all dem Schönen, Erlebten und Gesehenen eine klare Erinnerung bliebe für spätere Zeiten. Aber dann stockte das Erzählen, und es kamen andere Dinge hinein, als ich dachte, und nun habe ich die Blätter herausgeschnitten, die das enthalten, worüber ich in der Ordnung nicht schreiben kann. Nimm sie, liebe Großmama, und lies! Da hast du mich ganz, wie du mich auch künftig haben sollst, ganz und ohne Rückhalt . . . wie du allein es verdienst . . . ich weiß erst jetzt, was ich dir alles verdanke.

Dein Hildi.“

Frau Leonie hatte unbeweglich zugehört. Ihre Gedanken suchten angstvoll umher und verlangten nach Gewißheit; aber sie beherrschte ihre Aufregung und sagte bloß, da die andern verlegen schwiegen:

„Das gute Kind! Was mag es erlebt haben?“ Und dann, zu Lydia gewendet: „Lest das andere, liebe Schwester, erst still für Euch, so wißt Ihr Bescheid im Ganzen und könnt das Einzelne an seiner Stelle ins rechte Verhältnis bringen.“ (Fortsetzung folgt).

Das Fenster.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Willy Lang, München.

(Fortsetzung).

Der folgende Tag steigerte wieder seine Erregung. Am Nachmittag war sein Zustand fast unhaltbar geworden. Es erfaßte ihn eine unerklärliche Angst vor seinem Zimmer. Ganz fluchtartig verließ er das Haus, ohne Gabriele ein Wort zu sagen.

Im Café d'Harcourt trank er ein Glas Milch mit Kognak. Dies erfrischte für einige Zeit seinen trockenen, ausgedörrten Mund. Er dachte an Doktor Belman. Wie komisch er doch war! „Sind Sie Morphinist?“ hatte er zu ihm gesagt, als ob dies ein Beruf wäre.

Wie er vor das Café trat, hatte der Himmel sich aufgehellt. Eine violette, schleierhafte Luft lag rings über den Dächern. Er sah nach dem Zifferblatt der Eglise de la Sorbonne, das grell glänzend aus dem dunkeln Gemäuer der Kirche stach. Es war drei Uhr vorbei. Er winkte einem Fiaker und nannte dem Kutscher die Adresse des Prinzen Nicolas.

Während der Wagen den Boulevard St. Germain entlang fuhr, in der Richtung nach der Place Maubert, hatte Roman Henry dieselbe Spannung, wie wenn er früher zum Zahnarzt ging. In den Gliedern fast kein Blut. Dafür war der Herzschlag im Hals deutlich zu spüren. Der Kopf schien ihm wie in einer eisernen Kapsel eingeklemmt, deren Radius sich fortwährend verringerte. Sollte es eine Entscheidung werden?

Auf dem Trottoir sah er ein Mädchen, das er vor drei Jahren ungefähr gekannt hatte. Wie sie verändert erschien! Merkwürdig breit und pompös geworden. Sie sah ihn an, als suchte sie selbst in ihrem Gedächtnis. Sein Blick glitt wieder in die Kastanienbäume des Boulevards. Er dachte an so manchen Frühling, da er diese Blätter hatte keimen sehen. Und dann waren sie plötzlich da. Nach einer warmen Regennacht. Tiefgrün und leuchtend.

Der Wagen hielt Rue du Cardinal Lemoine. Es war das äußerste Haus nach der Seine hin.

Roman Henry ging erst eine Weile auf dem Quai auf und ab. Er hätte kaum sofort hinaufgehen können. Sobald die Aufregung den Höhepunkt überschritten hatte, würde er ganz ruhig werden. Das wußte er.

Ob der Prinz ihn erwartete? Vielleicht war er auch gar nicht zu Hause. Diese Möglichkeit schien ihm aber fast ausgeschlossen. Es müßte denn eine starke Veränderung in ihm vorgegangen sein.

Roman Henry stellte sich an die Quaimauer. Zwei schwere Lastschiffe kamen den Fluß herauf. Auf dem hintern lagen große Fässer auf dem Verdeck. Ein dunkler Qualm stieg aus den Kaminen empor.

Nun entschloß er sich, doch hinaufzugehen.

Vorsichtshalber fragte er den Concièrge, ob der Prinz ausgegangen sei. Dieser aber wußte nichts, da er erst seit einer Viertelstunde in der Loge war. Als er vor der zweiten Etage vor der Türe stand, hatte er die seltsame Empfindung, als ob sein Leben nur noch bis hieher ginge.

Er trat da ein, wie in einen dunkeln Raum. Und doch war er unendlich froh über jede Minute, die ihm noch geschenkt schien. Da hörte er die elektrische Klingel und sah erst, wie seine Hand — völlig mechanisch — als sei sie mit dem Gehirn gar nicht mehr verbunden, auf den Knopf gedrückt hatte.

Sofort kamen Schritte auf dem Korridor, und eine kleine Bonne in weißer Schürze öffnete.

Der Prinz sei ausgegangen.

Roman Henry sah ihr in die Augen und sagte, daß er ihn sofort sprechen müsse. Dazu reichte er ihr seine Karte. Sie verschwand darauf, kam nach einer Weile wieder und ließ ihn eintreten.

Der Prinz saß in seinem Arbeitszimmer, das auf den Quai ging, in der Mitte am Tisch und hatte das „Journal" vor sich. Er war vergnügt und kicherte noch, als er sich umdrehte.

Dann las er Roman Henry eine Affäre vor. Es war da ein alter Herr, Offizier der Ehrenlegion, mit einer kleinen Schauspielerin in einem Hotel garni von seiner Frau überrascht worden. Und die erzürnte Dame hatte das Mädchen und den Gemahl, ein zittriges Männchen, mit einem Regenschirm geschlagen.

Wie köstlich das war! Der Prinz fing wieder laut an zu lachen. Er lachte unaufhörlich, sodaß es Roman Henry unbehaglich wurde. Er dachte nur daran, ob der andere seinen Besuch in Neuilly gemacht habe, wagte aber nicht darnach zu fragen.

Der Prinz schien seine Unruhe zu spüren, ging an einen Sekretär und entnahm einer Schublade einen Brillantring. Er legte ihn ungefähr in die Mitte des Tisches, setzte sich wieder und sah nach dem Fenster hin.

Auch Roman Henry wartete und schaute auf den Tisch. Die Decke war olivgrün, und der Edelstein lag wie ein schimmernder Wassertropfen darauf.

Da hub der Prinz an: „Dieser Ring ist ein Andenken meiner Mutter . . ." Dann schwieg er und schaute darnach, als sehe er nicht nur eine Seite, sondern um den ganzen Stein herum.

„Er scheint sehr wertvoll . . ." sagte Roman Henry und neigte sich etwas nach vorn, als wartete er auf die Stimme des Prinzen.

„Ich mußte ihn zuweilen versetzen und bekam dafür siebentausend Rubel, das sind ungefähr zwanzigtausend Francs . . ." antwortete der Prinz, ohne seinen Blick abzuwenden.

„Hat dieser Ring mit dem Geheimnis Ihrer Jugend zu tun?" fragte Roman Henry etwas beklommen.

„Wie meinen Sie das?"

„Sie erzählten von einem Soldaten, einem kleinen Soldaten mit gläsernen Augen, der gewisse Einflüsse auf Sie übte . . ." sagte Roman Henry kühn und wollte direkt auf das Ziel losgehen.

Der Prinz lächelte etwas schmerzlich: „Sie möchten wissen, ob sich mein Zustand gebessert hat, nicht wahr? Könnte ich Sie nicht mit gutem Recht und Interesse dasselbe fragen?"

„Oh ja . . ."

Aber der Prinz fragte nicht. In einer schläfrigen Ergebenheit saß er da und sagte: „Ich habe diese Wohnung seit meinem Besuch bei Ihnen nicht mehr verlassen."

„Sie gehen nicht mehr aus?"

„Nein . . . Nie mehr!"

Roman Henry lächelte unwillkürlich: „Sie haben alle diplomatischen Ambitionen verloren?"

„Was bedeutet das auch? Ich bin jetzt vollkommen ruhig und glücklich . . ."

„Sitzen Sie vor diesem Stein?" fragte Roman Henry in einem Ton, als wollte er eine Erpressung ausüben.

Der Prinz sah ihn ruhig an, als verstünde er die Notwendigkeit einer solchen Absicht gar nicht. „Es gibt ein Stadium des Kampfes, solange man auf der Grenze steht. Ich habe es überwunden. Ich füge mich in den Kreis. Ich werde nie nach Persien gehen, nicht einmal zur Place St. Michel . . ."

„Aber haben Sie nicht noch Momente, wo Sie darin eine entsetzliche Gefahr sehen? Etwas, was Sie töten wird?"

„Nein . . ."

„Worin besteht denn das Neue?"

„Ich sitze hier wirklich vor dem Stein. Sehen Sie: der Kampf war nur so lange da, bis ich gleichsam der Kraft im leeren Raum gegenüberstand. Jetzt ist hier wieder eine Materialisation . . ."

„Und der Stein hat diesen Sinn des Ersatzes für den . . . Soldaten?"

„Ja, was für einen sonst?" Der Prinz sah seine neue Existenz so klar, daß er alles Uebrige, wie es schien, schon als anormal empfand.

Roman Henry überlegte eine Sekunde: er dachte an das Fenster. Wenn er selbst so weit war, dann mußte die Probe auf die Existenz oder Nichtexistenz der Tiefe kommen. Es ging auf Leben und Tod.

Ein kalter Schweiß trat ihm auf das Gesicht.

Heute oder morgen hätte er sicher den Mut noch nicht; aber der Tag mußte bald da sein. Und dann . . . Er empfand plötzlich einen seltsamen Widerstand gegen diese Gedankenfolgen in seinem Gehirn. Eine geheimnisvolle Macht, die er logisch gar nicht mehr fassen konnte, schien ihn davor zu warnen. Sollte er sich Gabriele anvertrauen? Nein, ihr am allerwenigsten.

Ob dies alles vielleicht doch noch abzuschütteln wäre? Er versuchte, seine Hände dagegen zu ballen. Aber die

Finger gehorchten nur zag. Er hatte nicht mehr das Gefühl einer Kraft in ihnen. Die Nerven waren tote Drähte geworden. Sie spannten nicht mehr an. Eine furchtbare Niedergeschlagenheit fiel auf ihn.

Dieser Dämmerzustand war entsetzlich. Er hatte nur die Ahnung einer unheimlichen Zukunft. Weiter zu sehen vermochte er nicht mehr.

„Setzen Sie sich ans Klavier und spielen Sie nur zwanzig Takte der ‚Berceuse' von Godard . . ." bat plötzlich der Prinz.

„Und dann?" fragte Roman Henry, als ob der andere nicht zu Ende gesprochen.

„Dann fahren Sie mit der rechten Hand vom Ansatz der Stirne zweimal über das Gesicht . . ."

Roman Henry sah ihn nicht mehr an und begann zu spielen. Er schlug die Akkorde in weichen sanften Arpeggien an.

Eine Sekunde war ihm, als ob der Prinz hinter ihm stände und die Handfläche gegen seinen Rücken hielte. Ein schwere Müdigkeit kroch ihm in die Arme. Er hatte fast keine Lust mehr, sie zu bewegen. Wie er sich aber umdrehte, saß der Prinz still am Tisch und starrte nach dem Stein. Da hörte er auf zu spielen. Die Luft im Zimmer schien ihm auf einmal dick und stickig.

Er trat zum Prinzen hin. Seine Augen waren starr und glasig. Da fuhr er ihm mit der Hand darüber, worauf sie sich augenblicklich schlossen.

Roman Henry atmete auf wie in einer unsagbaren Erleichterung. Er betrachtete jetzt genau das kleine Gesicht des Prinzen. Es war unheimlich alt, und um die Mundwinkel zogen sich zwei kummervolle Falten.

„Wie komisch!" murmelte er.

Er hatte ihn jetzt ganz in seiner Gewalt. Der Prinz schlief. Und wenn er zu ihm sagte: „Stehen Sie auf!" so stand er auf. Er gehorchte auf jedes Wort. Willenlos. Bedingungslos.

Das wußte Roman Henry.

Eine ganz unmotivierte Schadenfreude glitt über sein Gesicht.

Wie unklug es doch war, sich so in die Macht eines andern zu begeben, sich seinem Willen unterzuordnen! Was konnte alles daraus entstehen? In seinem Gehirn flammte plötzlich ein Gedanke auf. Wie ein Blitz. Und schon war er wieder verschwunden.

Er trat ans Fenster. Unten gingen Menschen auf dem Quai. Schräg hinüber sah er die Türme von Nôtre Dame. Nun maß er die Distanz vom Fenstersims zur Tiefe. Es mochten fünfzehn Meter sein.

In seiner Einbildung versuchte er, sein eigenes Zimmerfenster, das bis zum Boden reichte, für dieses einzusetzen. Es gelang nicht, und er kam darüber in eine stumme Verzweiflung. Alles, was er noch von Willen in sich hatte, versuchte er aufzubieten. Die Vision mußte sich einstellen. Mit den Händen machte er Bewegungen, verlängerte die vertikalen Fensterbalken in der Zeichnung der Gebärden bis zum Boden. Es half nicht. Das Bild wollte im Gehirn nicht kommen.

Da lehnte er sich an das Fenstersims und sah hinunter. Ein Frachtschiff lag in der Tiefe des Flusses und wurde von der Linie der Quaimauer der Länge nach durchschnitten. Das Verdeck war leer und abgeräumt. Ueber das schwarze geteerte Bord hinweg glitt Roman Henrys Blick ins Wasser. Die leichte flimmernde Bewegung der graugelben Wellen schien seinem Wunsch entgegenzukommen.

Zeitweilig verschwamm die ganze Szenerie des Gesichtsfeldes, und er glaubte dann, die Kreise steigen zu sehen. Die Fläche des Quais und des Flusses floß in dieselbe Ebene über und war von einem indifferenten Nebel überzogen.

Jetzt mußte die Tiefe schwinden. Das Wunder sich erfüllen. Eine schmerzliche Sehnsucht hatte ihn erfaßt. Er hätte jetzt darum bitten mögen, wie um ein überirdisches Geschenk.

Schauer, wie er sie als Kind der Kirche und den heiligen Dingen gegenüber empfand, durchströmten ihn. Seine Miene war demütig geworden wie die eines Sünders, dem eine unverdiente Seltsamkeit zuteil werden soll.

Er sank am Fenster auf einen Sessel nieder. Wie er jetzt für sich hin auf den Teppich starrte und kaum ein Bewußtsein seiner Körperlichkeit mehr hatte, trat die Verwandlung ein. Sein eigenes Fenster sah er klar und deutlich. Er wähnte sich auch bei sich zu Hause. Und die Kreise stiegen . . .

So saß er lange und badete sich in der Wonne des fast unfaßbaren Glückes, das ihn durchfloß.

Da schaute er auf; der Prinz saß immer noch in der Erstarrung am Tisch. Damit überkamen ihn wieder Ueberlegungen und eine große Ernüchterung. Er fühlte sich der letzten Probe noch nicht gewachsen und empfand doch die Notwendigkeit, daß sie eintreten mußte.

Ohne irgend einen Gedanken näherte er sich dem Tisch und setzte sich an die Seite des Prinzen. Dieser hatte die Oberlippe vorgeschoben, und seine weißen Zähne waren ins Fleisch der Unterlippe eingebohrt.

„Seltsam . . ." dachte Roman Henry. Er hatte dies vorhin noch gar nicht gesehen.

Während er ihn jetzt ruhig betrachtete, sagte er sich plötzlich ganz kaltblütig: „Wenn er mir zum selben Zweck dienen könnte wie ich Doktor Belman? Wenn er mir das Gesetz meiner Qualen erprobte?"

Roman Henry erschrak einen Moment über diese Kalkulation. Nicht, als ob er einen Gewissensbiß empfunden hätte. Es war eher ein Mißtrauen, eine instinktive Abwehr. Aber sie dauerte nur ein paar Atemzüge.

Schon zerlegte sich der Plan.

Er würde ihn aufstehen heißen. Dann das Fenster öffnen. Ihm die Tatsache der eliminierten Tiefe suggerieren. Und dann mußte es sich entscheiden . . .

Der Prinz würde ohne Widerspruch durch das Fensterkreuz hinausschreiten.

Ein kühler Schauer rieselte Roman Henry über die Haut. Die Idee war so spannend, so bis in die tiefsten Nerven aufregend. Sein ganzes, eigenes Schicksal lag darin. Die Erregung erfaßte ihn derart, daß er sich an der Stuhllehne halten mußte, um die Herrschaft über sich nicht zu verlieren.

Während ihn dies Feuer der Reflexionen schier verbrannte, schienen ihm plötzlich die Augen des Prinzen nur noch halb geschlossen. Die Pupillen waren beide nach ihm gedreht. Sie stachen wie Nadelspitzen.

Der Prinz beobachtete ihn.

Roman Henry erstarrte in einem furchtbaren Schreck.

Er wollte sofort aufstehen und hinauslaufen. Aber er war wie gelähmt. Nun öffnete der Prinz die Augen völlig und sah ihn überlegen lächelnd an.

„Ich habe Sie ertappt . . .“ sagte er nach einer Weile mit verkniffener Ironie.

Roman Henry ward aschgrau. Sein Mund war so trocken, daß ihm der Gaumen glühte. Dabei schlotterte er wie in einer eisigen Kälte.

„Woran?“ fragte er mit einer Stimme, die zum letzten Kampf aufgepeitscht war.

„Dies ist mir nicht ganz klar; aber es war gut, daß ich nicht in Hypnose lag . . . Nicht?“

Merkwürdigerweise begnügte sich der Prinz damit und schien auch nicht weiter darüber nachzudenken. Er sprach plötzlich zwischenhinein vom Großfürsten Mikael. Er hatte mit einem Vertreter des „Matin“ ein Interview gehabt über die Mittelmeerreise des Zaren.

Roman Henry war noch ganz betäubt. Er konnte keine Antworten geben, sondern brütete stumpfsinnig vor sich hin. Die Katastrophe hatte ihn völlig zu Boden geschlagen. Dazu fühlte er, wie komisch er jetzt vor dem Prinzen war. Dieser hatte vorhin jede seiner Gesten, seine Bewegungen am Fenster mit hämischem Blick verfolgt. Was dachte er sich wohl darüber? Hatte er eine Ahnung, wie nahe er an einem Abgrund vorbeigeglitten? Oder nahm er alles bloß als eine groteske Szene? Eine beißende, unerträgliche Scham rieselte Roman Henry über die Haut. Er wollte gehen . . . Aber wie? Er vermochte kein Wort, keine Form zu finden, die den Rückzug nur irgendwie deckte. Zum ersten Mal seit langer Zeit war er hilflos wie ein Kind, in einer grausamen, erwürgenden Fassungslosigkeit. In jedem Augenblick erwartete er eine neue, noch furchtbarere Erschütterung. Der Prinz konnte ihn ja fragen, konnte Aufklärung verlangen und, wenn er es geschickt anfing, vielleicht alles aus ihm herauspressen. Er zitterte wie mitten in einem Gewitter. Als brächte die nächste Sekunde einen zermalmenden Blitzschlag.

Da fragte der Prinz harmlos und sanft: „Sind Sie krank . . . “

„Ich habe Durst . . .“ antwortete Roman Henry. Seine Stimme war rauh und trocken. Aber er wußte jetzt, daß der andere nichts von allem erfaßt hatte. Der Prinz war nicht einmal Herr seiner Ironie. Dies gab ihm Mut.

Als das Mädchen ihm ein Glas Milch gebracht, trank er langsam und bedächtig. Das körperliche Wohlbehagen, das er dabei empfand, ließ ihn für kurze Zeit seine Situation vergessen. Langsam fühlte er auch die Kraft in sich wachsen.

Als er nun den Prinzen ansah, hatte dieser wieder sein trübseliges, leidendes Gesicht und rollte mit der Handfläche den Ring auf der Tischdecke hin und her.

Nun vermochte er sich zu verabschieden.

Als er unten auf der Straße stand, konnte er kaum mehr gehen. Mit Mühe schleppte er sich zum Pont Sully, wo ein Wagen stand. Wie er sich gesetzt und dem Kutscher seine Adresse gesagt hatte, hörte er ein seltsames Rauschen unter sich. Ihm war, als ob sie über einen Fluß führen. Dann knickte er zusammen und fiel in eine Ohnmacht.

(Schluß folgt).

Der Orientale und die Tiere.

Nachdruck verboten.

Mit acht Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

Keine Religion hat, wer keine Barmherzigkeit hat.
(Arabisches Sprichwort).

Von Walther von der Vogelweide erzählt eine anmutige Sage, er habe in seinem Testament bestimmt, daß auf seinem Grabe den Vögeln, seinen lieben Freunden, nach denen er sich genannt, Wasser und Weizenkörner gespendet werden sollten, und zur Bekräftigung der Erzählung zeigte man neben Walthers letzter Ruhestätte in Würzburg einen zu diesem Zwecke aufgestellten Behälter, wo denn auch aus den Zinsen des im Vermächtnis ausgesetzten Legates den befiederten Sängern in Wald und Feld lange Zeit hindurch der Tisch gedeckt wurde, bis eine weniger tierfreundliche Zeit das Vogelfutter in Semmeln verwandelte, die an Walthers Namenstage von den Chorherren vertilgt wurden. Im Jahre 1874 erneuerte, wie Baechtold aus den Bozener Festtagen erzählt, ein Tiroler Bürger die Stiftung: möge nur diese Wohltat für die Vögel im Layener Vogelweidhof bei Bozen bessern Bestand haben als bei ihren befiederten Kollegen in Würzburg.

Hätte sich der Sänger Walther in einem türkischen Friedhofe zum langen Schlafe niedergelegt, er hätte es ohne Sorge um die Befolgung seines letzten Wunsches tun dürfen und er wäre nicht der einzige gewesen. Allerdings hätten ihm die Orientalen deshalb auch nicht bis in späte Zeiten hinein ein Loblied gesungen; denn was ihm im Abendland den Ruhm des Tierfreundes eingetragen hat, hätte man im Morgenland kaum für der Erinnerung wert gehalten, weil dergleichen dort zum Alltäglichen gehört.

Wer in jenen zur Sommerszeit ausgedörrten und monatelang von keinem Regentropfen getränkten Gegenden reisen und wohnen muß, weiß, welch ein Labsal ein Trunk Wassers ist;

Der Orientale und die Tiere, Abb. 1. Kaiser Wilhelm-Brunnen in Konstantinopel.